

Benno Pubanz

Auf der Suche nach dem Begriffsinhalt von „Heimat“ – Hilfe durch den Schriftsteller Wolf Spillner

Wolf Spillner ist kein Güstrower, aber er könnte es sein, er könnte an vielen Orten und Plätzen in Mecklenburg zu Hause sein, denn er kennt das Land, die Landschaft, die Menschen und die Natur wie kein anderer.

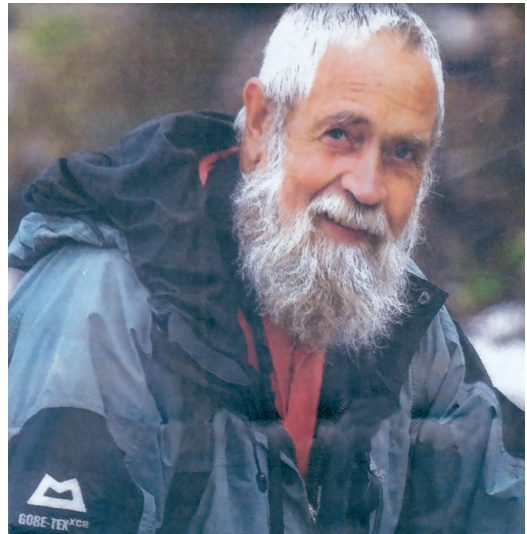
In ca. 30 Büchern erzählt und berichtet er davon, präsentiert er Bilder, die nur vor seinen Augen und mit seiner Kamera zum Erlebnis werden.

Aber natürlich gab und gibt es auch direkte Beziehungen zu Güstrow. Bereits in der DDR gab es Kontakte zwischen ihm und dem Tierpark, in der Uwe-Johnson-Bibliothek hatte und hat er seinen Bestand, die Zoologen und Botaniker der Pädagogischen Hochschule bezogen seine Naturaufnahmen in ihre Lehrveranstaltungen mit ein, Dr. Fritz Holst, der in Güstrow jeden Baum kannte, suchte seinen Rat, Edith Rimkus-Beseler schrieb über ihn, dass er „zu den Ausnahmen der Schriftsteller gehört, welche ihre Texte nicht nur mit eigenen Fotos illustrieren, sondern zu einem Seherlebnis werden lassen“ und mir hat er für diesen und andere Beiträge Einblick in sein Archiv gewährt.

Es gibt also genügend gute Gründe ihm im „Güstrow Jahrbuch“ zu seinem 85. Geburtstag einen Beitrag zu widmen.

Mecklenburg feierte 1995 seine erste urkundliche Erwähnung vor 1000 Jahren. Was liegt da näher als nachzufragen, wie Schriftsteller in Mecklenburg Heimat gefunden haben und was sich davon in ihrem Werk wieder findet.

Sofort fallen einem Namen ein: Fritz Reuter und John Brinkmann, Ernst Barlach,



Wolf Spillner



Benno Pubanz

Ehm Welk, Uwe Johnson, Christa Wolf, Benno Völkner, Alfred Wellm, Kurt Bartels (Kuba) und Helmut Sakowski.

In Fritz Reuters „Urgeschicht von Meckelnborg“ kann man nachlesen, wie mit diesem Land alles begann:

„As uns Herrgott de Welt schaffen ded, fung hei bei Meckelnborg an. Op disse Ort is uns Meckelnborg worden, un schön ist in Ganzen worden. dat weit jeder, de dorin buren is. Un uns Herrgott makte den Mann in sine Herrlichkeit un Pracht, un makte dat Wiw in ehre Schönheit un Leiwlichkeit, un Adam un Eva wirn de ersten Meckelnbörger; un wenn en frömd Minsch dörch uns Meckelnböger Land geiht, dann kann hei männigen Kirl seihn, de wat von sinen Öllervadder an sick hett, un de säuten Evas? Auch du leiwer Gott! De lopen jo noch hümpelwis bi uns rümmer!“ Doch Reuter hat auch „Kein Hüsung“, „Ut mine Festungstid“ und „Ut mine Stromtid“ geschrieben. Und so ergänzt er sein Mecklenburggemälde mit dem kritischen Vermerk: „... dat Paradies was in Meckelnborg noch hüt un dissen Dag dor, wenigstens för de Ridderschaft.“

Aber auch für meine engere Heimat Güstrow sind sogleich Autoren und Werke parat: Barlachs Dramen „Die echten Sedemunds“ oder „Der blaue Boll“, sein „Güstrower Tagebuch“, sein erster Brief aus Güstrow, in dem er fast schwärmerisch seine Ankunft beschreibt: „Die Türme von Güstrow, glockentonweit entfernt winken mit der Gebärde alter Bauten, und wenn man eine Viertelstunde übers Land geht, sieht man in allen Tälern lauter Seen liegen.“

Uwe Johnson bringt sich in Erinnerung: Kaum ein Buch, das nicht Güstrower Kolorit hat. „Ingrid Barbendererde...Reifeprüfung 1953“, der Schauplatz dieses Romans, Wendisch Burg, ist unschwer als Güstrow auszumachen, und der literarische Reisende findet den Namen Babendererde, was soviel wie „Auf der Erde“ heißt, noch heute im Telefonbuch. Und Gneez in den „Jahrestagen“ ist unverkennbar aus vielen Versatzstücken von Güstrow zusammengesetzt: dem Hotel „Erbgroßherzog“ und dem Markt, dem Gymnasium, das Johnson selbst besucht hat, und dem Dom, in dem Barlachs „Schwebender“ hängt, dem Landratsamt und dem Theater, dem Land- und Stadtgericht. „Das sind Häuser“, sagt Gesine, „die melden Geschichte nicht nur in abgewetzten Ziegeln“.

Alfred Wellm lässt seinen Andreas Lenk in „Morisco“ im Turm eines Schlosses wohnen – dem einst großherzoglichen Renaissanceschloss von Güstrow. „Wir konnten die ganze Stadt übersehen, die Dächer, und drüben war der Dom. Unser Schloss stand in der Taille der Stadt, die sich von Norden nach Süden erstreckte.“ Manchmal, wenn er allein den Markt überquerte, durch die Straßen ging, wurde ihm die Disharmonie seines Lebens in der Harmonie dieser Stadt schmerzlich



Auf der Suche nach dem Begriffsinhalt von „Heimat“

bewusst. Und die Geschichte des Schlosses, seiner Baumeister und Bewohner verpflichtet er mit dem Traum von einer Stadt der Zukunft.

Es hat viele nach Mecklenburg-Vorpommern gezogen. Wolf Spillner – einer der es wissen muss – meint, dass „wohl zehn Dutzend freischaffend Schreibende“ allein zu DDR-Zeiten hier lebten. „Zwei Handvoll“ davon sind geblieben, schätzt er.

Warum die einen geblieben und die anderen gegangen sind, ist in vielen Fällen nur zu vermuten, in einigen mit etwas mehr Sicherheit zu beantworten, in ganz wenigen entschieden klar. Ganz gewiss spielt bei denen, die Mecklenburg-Vorpommern nicht verlassen haben, Bodenständigkeit eine Rolle, tausendfache Verwurzelung mit Geschichte, Tradition, Landschaft, Menschenschlag und Sprache. Aber das allein kann es noch nicht sein, es muss da noch anderes geben, sonst hätten sich die Vertreter der schreibenden Zunft z.B. veranlasst gesehen, dem Aufruf der Fraktionen des ersten Landtages von Mecklenburg-Vorpommern zu folgen, eine Landeshymne zu schaffen.

Nein, sie haben das Angebot, in den Rang eines Hymnendichters zu steigen, samt und sonders ausgeschlagen. Sie hätten den Wettbewerb aber auch verloren, denn die Jury hat sich für einen Text entschieden, der mit „Wogenden Feldern“ und „rauschenden Wäldern“, „Ostseestrand“ und „Heimatland“ verklärte Idylle schafft.

Für Autoren, die in ihrem früheren Leben einmal Lehrer, Glasbläser, Bildreporter, Journalisten, Bau- und Landarbeiter waren, kann das nur der Teil Mecklenburgs sein, den man zwar liebt, der das Land unverwechselbar macht, der überwiegend auch den Ausschlag dafür gegeben hat, dass man sich hier und nicht anderswo angesiedelt hat, den die Menschen, die darin leben, aber selbst am wenigsten beeinflusst haben.

Mecklenburg ist auch *Kein Hüsung* und das Recht der ersten Nacht gewesen. Hier reichten länger als anderswo ein Ochse vor und hinter dem Pflug. Hier war die Welt in Ordnung, wenn § 1 der Mecklenburgischen Verfassung eingehalten wurde: „Dat bliwwt allens bi'n ollen!“ Hier hatte bis 1918 fast uneingeschränkt der Adel das Sagen. Nach 1945 nahmen sich die Landarbeiter und Umsiedler mit der Bodenreform Land. Uralte Ängste und neue Hoffnungen waren dabei.

Dies und mehr geht wohl durch Spillners Kopf, wenn er schreibt: „... der schönste Sonnenuntergang über noch so schönem Strand, wogende Getreidefelder und waldblaue Berge, alle guten und tiefen Gefühle, die Menschen das Herz weit machen können, wenn sie die Schönheit heimatlicher Landschaft empfinden, sind nicht das schwarze unter dem Fingernagel wert, wenn ihnen diese Heimat keine Arbeit, kein Brot, kein Haus geben kann. Dies sei gesagt, um frei von Gefühlschwulst und nebulöser Verklärung über Heimat sprechen zu können... Heimat erwächst einem dort, wo man sie sich machen kann.“

Benno Pubanz

1981 schrieb Spillner dies – zum Abschluss einer Diskussion in der „Schweriner Volkszeitung“ über „Das Wesen der Wortes Heimat“. In einem Aufsatz, den er 1984 für die „Beiträge zur Kinder- und Jugendliteratur“ vorbereitete, finden sich ähnliche Überlegungen. Spillner erinnert sich an Wellm's *Kaule*, Nowotnys *Kurbel Kambor* und Strittmatters *Tinko Kraske*.

„Ich möchte gern wissen, wo sie geblieben sind“, fragt er. Und seine Antwort: „*Kaule* und *Kurbel* und *Tinko*, ich sehe sie als meine Zeitgenossen, als Mitbürger, die Heimat haben, mit Frauen, mit Kindern, mit Freunden. Sie haben Arbeit und damit auch Sorgen, sie haben Nöte und Ängste und die Frage, wie sicher ihnen Heimat ist“.

Spillner beschreibt, wie er „in einem Dorf zwischen Schwerin und Parchim“ einem Mann begegnet, der noch erfahren hat, was Leibeigenschaft bedeutet und der nun – 1955 – eine LPG leiten soll. (Das muss man erklären, denn die Leibeigenschaft wurde offiziell 1820 auch in Mecklenburg abgeschafft. Aber an deren Stelle trat ein Heimatgesetz, das dem Gutsherrn einräumte, Heimatrecht und Heimatschein zu gewähren oder zu verweigern. Dieses Gesetz behielt bis 1945 seine Wirksamkeit. In dem Fall, den Spillner beschreibt, musste der Mann auf Druck des Großgrundbesitzers seine Lehre als Schmied wieder aufgeben, weil sein Vater verpflichtet war, einen „Hofgänger“ zu stellen. Davon waren dessen Arbeit, die Wohnung für die Familie und der Besitz einer Kuh abhängig.) Spillner weiter: „Da lagen große Ackerflächen verwahrlost verlassen, da standen die Ställe leer, bei Nacht und Nebel aufgegeben ... Nun wäre es kaum noch erwähnenswert, wenn daraus nicht die Situation des Mannes verständlich würde. Mit seinen Genossen, mit den Umhergetriebenen auch, ... wollte und musste er die Felder bestellen, die Ställe und Scheunen füllen. Er war Mecklenburger, in der guten Mitte seines Lebens, ..., und er war zum ersten Male im wahrsten Sinne des Wortes zu Hause. Er hatte Heimat, er wollte sie haben.“

Ähnliches trug Spillner auch zu den Tagen der Kinder- und Jugendliteratur in Gera vor. Nachdem die „Neue Deutsche Literatur“ den Beitrag gedruckt hatte, kam Post aus Hamburg. "Etwas dräuend", wie er sagte, wurde ihm geschrieben:

„Glaube ja nicht, dass wir nicht mehr lesen, was bei Euch erscheint? Mußtest Du denn so eine sozialistische Scheiße absondern?“

„Offene Meinung ist ja heiter aufzunehmen“, reagiert Spillner. Doch das sagt er 1993. Ihm ist kaum zu glauben, dass er es heiter nahm/nimmt.

Spillner setzt sich mit dem Inhalt des Heimatbegriffes niemals beiläufig auseinander, sondern sehr konkret auch auf sich selbst bezogen, auf seine Situation, auf seine Art und Weise des Heimaterwerbs.

Auf der Suche nach dem Begriffsinhalt von „Heimat“

„Als ich vor 29 Jahren aus dem anderen Deutschland über die Elbe kam, ..., machte ich mir – wahrscheinlich aus unbewusster, kreatürlicher Neigung – Mecklenburg mit seinen Seen und Wäldern und großen Himmeln zur engeren Heimat“, rekapituliert er. Gleich lässt er seiner natürlichen Vorliebe für Mecklenburg aber Grundsätzliches folgen: „Heimat ist Heim, Dach und Herd, Essen und Trinken und Arbeit also für jeden und alle: Das ist die alles entscheidende Frage, von der aus alle anderen zur Heimat beantwortet werden können.“

Er hofft, dass Heimat sich in diesem Sinne „für das Bienenkopp-Küken, für ... Kaule und Pugowitz, für Henning Marco und alle noch zu erdenkenden und schreibenden Helden einer Literatur für Kinder“ erfüllt.

1984 hatte er diese Hoffnung. Die Zeitereignisse haben sich überschlagen. Vielleicht bearbeitet Tinko wieder die Felder des Großvaters, und Pugowitz sitzt für die CDU im Landtag. Was macht Spillner? Wirft er das Handtuch? Macht er eine Wende? Nichts von alledem! Heimat ist und bleibt ihm zuerst ein Grund- und Menschenrecht auf Arbeit.

Wer von den Mühen und Freuden des Wirkens in der Gemeinschaft ausgeschlossen bleibt, wer nicht teilhaben kann, wer nicht gebraucht wird, kann sich Heimat weder erwerben noch bewahren. Folgerichtig beurteilt er bereits 1990 die Abwanderung mecklenburgischer Bürger in die Alt-BRD kritisch und skeptisch.

„Die da gehen“, sagt er, „gehen in dem Irrtum, bislang Deutsche zweiter Klasse gewesen zu sein. Aber wer wird von ihnen dort hören wollen: Wir sind das Volk?...Nichts ist zum Nulltarif zu haben. Gefühle vielleicht. Wer jetzt geht, stimmt nur für sich und mit der reibenden Bewegung von Daumen und Zeigefinger ab ... es ist Flucht vor der eigenen Verantwortung.“

1992 übernimmt Spillner den Auftrag einen einführenden Beitrag zum Katalog der druckgrafischen Ausstellung „Ein Bild für die Natur“ zu schreiben. Er will dem „Gottesknecht Oswald“ (gemeint ist der damalige Kulturminister von Mecklenburg-Vorpommern, Oswald Wutzke), der die „Kunst- und Kulturschaffenden im Schloss der Landeshauptstadt wie zu einem Pionierappel vor sich versammeln ließ“, den Wunsch nach einer „schönen“ Einleitung erfüllen – nicht ohne kritisches Ende. So liest man: Kein anderes Bundesland (...) ist so reich an unterschiedlicher Naturlandschaft wie unser schönes und zugleich auch armes Mecklenburg-Vorpommern, ... Zwar zählen wir fast 1000 stolze Kranichbrutpaare in Brüchen, Mooren und Sümpfen während es die alten Bundesländer mit Millionenaufwand aus Spendengeldern durch Wiedervernässung und Renaturierung von Lebensräumen gerade wieder auf 50 Paare gebracht haben. Zwar nisten in den Wäldern zwischen Elbe und Oder drei Adlerarten in mehr als 200 Paaren. Zwar tönen noch Unken und Laubfroschkonzerte aus den verbliebenen Augen der Landschaft, den



Benno Pubanz

Söllen. Zwar landen und rasten im Herbst mehr als zehntausend Kraniche im Windwatt zwischen Rügen und Zingst. Zwar haben wir – weil dies alles so ist – inzwischen zehn Großschutzgebiete im Land. Davon sind 3 sogar Nationalparks! Aber: seit 45 Jahren gab es nicht so wenige Menschen hier! Sie gehen davon, so jung sie sind. Nicht zur Freiheit, denn die haben sie ja nun. Sie gehen zur Arbeit.“ Spillner zitiert an anderer Stelle aus einem Brief, den die Bibliothekarin Johanna R. an ihn geschrieben hat, die vor 2 Jahren mit ihrer Familie „von Ribnitz nach Detmold gezogen (ist), aus dem einzigen Grund, dass wir hier keine Arbeit fanden“. Sie freut sich auf Spillners angekündigten Vortrag zum Naturschutz in Mecklenburg. „Sie werden verstehen, dass die Freude über ihren Besuch keine Höflichkeit ist“, schreibt sie. „Soll ich mich freuen über diesen Brief?“ fragt er. Er hat so viel mit Heimat zu tun. Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Was für ein schöner Spruch. Ein deutscher“. Egal welches Buch man von Spillner zur Hand nimmt - das Bilderbuch „Die Vogelinsel“ (1976), das Kinderbuch „Gänse überm Reiherberg“ (1977) oder das Sachbuch „Der Seeadler – Ansichten, Einsichten, Aussichten“ (1993) – immer sind seine Texte und Bilder Liebeserklärungen an Mecklenburg, mit allem, was darin lebt und bewahrt ist.

Einige Literaturkritiker der alten BRD haben ihn nicht annähernd verstanden, wenn ihnen zum „Seeadler“ nichts anderes einfällt als dass „es zu DDR-Zeiten leichter war, die letzten Seeadler zu hegen als nach der Wende“, denn dies sei kein Verdienst der DDR gewesen, sondern lediglich „positives Nebenprodukt eines wirtschaftlichen Versagens, das mit entscheidend für den Zusammenbruch war“.

Politische und wirtschaftliche Systeme, das weiß er wohl, bleiben in der Mensch-Natur-Beziehung nicht ohne Bedeutung, aber entscheidend für ihn ist, welche Beziehung der Mensch zu seiner natürlichen Umwelt selbst entwickelt, ganz individuell und wie er damit zum Bewahren und Gestalten von Heimat beiträgt. In seinem Brief vom März 1994 schreibt er: „Ein Stück Diskussion zu Heimat gibt es auch in „Wasseramsel“. Zunehmend merke ich, dass ich in damaliger Diskussion, d. h. auch in Veröffentlichungen, den Gedanken von Staatlichkeit ganz und gar außer Acht gelassen habe.“ Heimat entsteht für ihn durch „tätige Aneignung, durch Einflussnahme, durch die beiden schlichten Worte Ja und Nein: durch Wahl also.“

Diese Überlegungen waren mir Grund genug, noch einmal „Taube Klara“ zu lesen, ein Buch das auf besondere Weise zur Auskunft geeignet ist: zu DDR-Zeiten geschrieben und 1987 im Kinderbuchverlag erschienen, nach der Wende 1990 auch in der BRD publiziert und 1991 mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet. Die Geschichte, die Spillner erzählt, hat ihren konkreten Ort und Raum: die



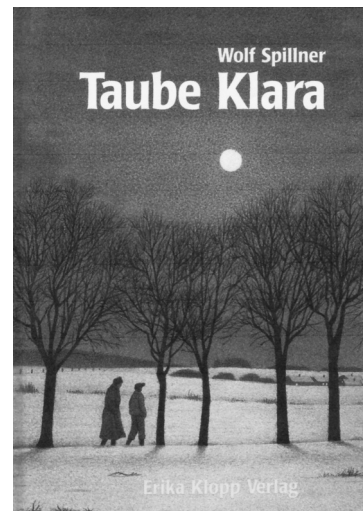
Auf der Suche nach dem Begriffsinhalt von „Heimat“

Reise von Schwerin nach Berlin, die Busfahrt durch mecklenburgisches Land, Kastanienalleen und Wege mit Kopfweiden. Und die Menschen, die durch die Geschichte gehen, passen in diese Landschaft: Oma Wachtoweit am Jammerfeld mit ihrer Taube Klara, die schön ist, weil sie Erinnerungen wach hält; der schon verstorbene knorrige, akkurate Opa, der mit seinen geschnitzten Vögeln und seinen Körben eine Menge Geld hätte machen können, aber dazu ein „zu guter Mann“ war, der versoffene Pikau, der mit dem Alleinsein nicht fertig wird, stämmige Bäuerinnen und Pfarrer mit breiten Rücken.

Kein Leser wird übersehen können, wo und bei welchen Leuten die Geschichte spielt und wie sich Menschen dreier Generationen mühen, bei aller Unterschiedlichkeit, miteinander auszukommen. Aber bei dieser komplizierten Schlichtheit bleibt es. Dem Leser wird nicht zugemutet, in den Beziehungen der Menschen Vorzüge oder Nachteile eines gesellschaftlichen Systems entdecken zu müssen, es wird auch keine Wirtschaftslehre vermittelt und kein politischer Unterricht erteilt. Staatlichkeit wird – um noch einmal mit Spillner zu reden – „ganz und gar außer Acht gelassen.“

Dieser bewusste oder unbewusste Verzicht auf Staatlichkeit bedeutet aber keineswegs, dass Spillner gesellschaftlichen Prozessen gleichgültig gegenübersteht. Sein prinzipielles Urteil zur Bedeutung der Arbeit für den Menschen ist Zeugnis dafür. In dem vorher zitierten Brief schreibt er am Schluss: „Die Werte, die schon zu Scheinwerten pervertiert waren, brachen mit Macht über die DDR-niks her, und jetzt werden, viel diffiziler und erfolgreich, andere Werte verkündet. Erfolgreich: Auto, Banane, harte Währung. Jeder seines Glückes eigener Schmied, und wer an den Rand kommt, ist zunächst einmal selber schuld! ...Mehrheiten werden dafür sein, noch relativ naturnahe Räume effektiv zu nutzen, sobald nur ein Investor ein paar (hundert) Arbeitsplätze verspricht. Dafür werden wir Beton ausgießen, Tankstellen bauen und die große Lüge vom sanften Tourismus singen. Auch die Heimat Mecklenburg-Vorpommern wird sich erheblich verändern. Das schöne Wort vom Sachzwang wird uns zunehmend deutlich machen, dass wir uns zwingen lassen wollen.“

Spillner fragt sich natürlich aber auch, ob sich mit Vorstellungen von Heimat, wie er sie vertritt, noch etwas ausrichten lässt. Verlangen Millionen Menschen ohne Arbeit, Vorruehändler, Umschüler, ABM-ler und Sozialhilfeempfänger nicht andere Antworten?



Benno Pubanz

Die Arbeitgeber fordern ein neues Arbeitnehmerprofil: flexibel, dynamisch und disponibel! „Das Endziel ein Wohnmobil als Heimat?“ fragt Spillner. Er klagt sich hinein, wenn er sich prüft: „Vielleicht sind meine Vorstellungen von Heimat die eines überholten Fossils“, er klagt aus sich heraus, wenn er fortfährt: „Schon gar jetzt, wo die siegreichen Meinungsbildner... das Ende jeglicher Utopie voraussagen“.

Spillners Zweifel sind gewiss nicht unbegründet. Niemand kann voraussehen, wohin Heimatvorstellungen noch bewegt werden. Dennoch! Wenn die Würde des Menschen wirklich unantastbar sein soll, muss das Recht auf Heimat in Einheit mit dem Recht auf Arbeit eingefordert werden.

Spillner bekräftigt: „Ein noch so schöner Sonnenuntergang über der Mecklenburgischen Schweiz oder dem Vater Rhein machen den Menschen so wenig satt wie die Ostseewellen, die an den Strand trecken. Heimat hat für mich etwas zu tun mit ein paar Grund-voraussetzungen für die Lebensexistenz. Das meint vornehmlich behaust sein und arbeiten können“. Und man spürt, wie er sich aufrichtet, wenn er bekennt: „das sagte ich in der Vergangenheit, wie ich es heute noch denke.“

Spillner macht es sich wahrlich nicht leicht. Es ginge ja bei anderer Art auch anders. Aber er kann und will von sich nicht sagen, dass er den „Beitritt“ geschafft hat. Zwar ist er nicht heimatlos – er hat sein Dorf, sein Haus, Freunde, sein armes, reiches Mc Pom und er hat seine Arbeit, wenn er sie noch mag. Er musste auch nicht auswandern, wie die Ribnitzer Bibliothekarin. Aber seine Heimat ist an vielen Gliedern verwundet. Er kann sich nicht beruhigt einrichten, wenn so viele „Draußen vor der Tür“ sind. „Wo sind wir – wo bin ich?“ fragt Wolf Spillner und meint damit auch ganz persönliches Befinden. Er beklagt den Verlust an Öffentlichkeit, ohne die kein Schriftsteller leben kann. Ein Autor ohne seine Leser ist heimatlos. Er erinnert sich an die Vermüllung der DDR-Literatur, die es nach der Wende gab und fragt: „Wo finde ich im Wust der ungeheuren Fülle noch eine Buchhändlerin, die mir einen Titel von Saalman, von Preuß, von Pludra oder Hüttner empfiehlt?“ – oder von Spillner, bleibt zu ergänzen.

Um Spillner ist es in den letzten Jahren ruhig geworden. Sein Erzählband „Die Macht der Kamille“ sorgte noch einmal für Aufregung. In der Titelgeschichte erzählt er von „blühen-den Landschaften“, von stillgelegten Äckern, auf denen sich die Kamille breit macht.

Spillner meint, dass Schriftsteller meist einen geringeren Schaden anrichten als Politiker und fragt: „Stiften sie denn Nutzen?“ Er ergänzt: „Das Fragezeichen lasse ich mal stehen“.

Gewiss: Schriftsteller können keine Arbeit beschaffen und keine Behausung geben, aber sie können den Anspruch auf Heimat vermitteln helfen und die kritische Gewissheit, dass nichts so bleiben muss, wie es ist.